

(Nachdruck verboten.)

101

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Ueber den Scheitel des großen Bennis kroch der kleine Wagen. Die Winde wollten ihn herunterblasen wie ein winziges Käferchen. Immer wütender stießen sie gegen das Gefährt, kläfften und heulten wie mit Wolfsgeheul, winselten um seine Räder, schnauften um seine Wände; stemmten sich vorn ihm entgegen und zerrten von hinten wie mit gierigen Zähnen daran: weg mit dem hier! Und weg auch mit denen, die darinnen saßen! Diese Eindringlinge, diese Diebe, die führten etwas mit sich fort, was dem Benn gehörte, einzig und allein dem großen Benn!

Es war ein Kampf. Ob der Kutscher auch auf die Pferde hieb, die mutigen Gänle stuzten doch, blieben stehen und schnauften ängstlich. Der Mann mußte abspringen, sie eine Strecke führen, und noch immer zitterten sie.

Aus den Gruben stieg's auf und winkte mit wehenden Schleiergewändern und wollte halten mit feuchten Armen. Ein Greifen war's, ein Haschen, ein Langen; ein Keißen von Nebeln und ein sich tüdlich wieder Zusammenballen, ein Chaos von wirbelnden, quirlenden, brauenden, grauenden Dünsten. Und klägliche Töne von Wesen, die man nicht sah.

Waren alle Grüfte lebendig geworden? Stiegen die herauf, die hier geschlafen hatten, von Pferdeschnaufen und Peitschenknall geweckt, unwillig ob ihrer verletzten Ruh? Was waren das für Laute?!

Das stille Benn war lebendig geworden. In des Sturmes dumpfen Orgelbraus mischte sich Schrillen und Pfeifen, Gellen und Krächzen und Flügel schlagen und empörtes Schreien.

Durchs Nebelmeer schwamm eine Schar von Vögeln. Sie ruderten rechts, ruderten links, äugten unruhig nieder zum fremden Gefährt, standen Minuten bewegungslos über ihm, mit gespreizten Flügeln, zum Niederstoßen bereit, und stießen dann ihr Geschrei aus, ihr aufgeschrecktes, scharfdurchdringendes Bildlingsgeschrei. Heute hatte das nichts Sieghaftes an sich — es klang wie Klage.

Und das Benn weinte. Große Tropfen entsanken den Nebeln; die Nebel selbst wurden zu Tränen, zu langsam fallenden und dann zu stürzenden, unaufhaltbaren, strömenden Tränen.

6.

Schliebens hatten Berlin glücklich erreicht. Frau Käte war angegriffen, als sie aus dem Coupé stiegen; ihr Haar war verwirrt, ihre Eleganz ein wenig mitgenommen. Es war doch keine Kleinigkeit gewesen, mit dem Kinde die weite Reise zu machen. Ein Glück nur, daß sie in Köln so rasch eine gute Wärterin gefunden hatten — eine Witwe, kinderlieb und wohlverfahren, eine echte rundlich-behäbige Kinderfrau — aber es hatte für die Mutter doch noch genug zu sorgen gegeben. Ob das Kind sich erkältet hatte, oder ob ihm die Flasche nicht schmeckte? Es hatte geschrien, mit der ganzen Kraft seiner Lungen — kein Umhertragen half, kein Schaukeln, kein Wiegen, kein Singen — es hatte geschrien aus vollem Halse während der ganzen Fahrt nach Berlin.

Aber, Gott sei Dank, nun war man ja zu Hause! Und wie mit Zauberschnelle ordnete sich alles. Die behagliche Wohnung von früher war freilich vermietet; aber im Grunewald entstand Villa neben Villa, und da man ja jetzt so viel mehr Platz brauchte, bezog man eine dieser Villen. Erst zur Miete; dann würde man sie wohl kaufen, denn es war wirklich nicht möglich, ein Kind wie dieses in eine Stadtwohnung zu bringen. Einen Garten mußte es doch haben.

Sie nannten ihn Wolfgang. „Wolf“ hatte etwas so Kurzes, Kraftvolles, Energisches, und — mit einem leisen wohligen Schauer dachte es Käte — es war wie eine geheime Erinnerung an das Benn, jene Wildnis, über die sie triumphiert hatten, und der sie nur dies eine kleine Zugeständnis machten. Und „Wölfschen“ — wenn man so das „Wolf“ verkleinerte — klang es nicht unendlich liebevoll?!

„Wölfschen“ — das sagte die junge Mutter wohl hundertmal am Tag.

Die junge Mutter! Frau Käte fühlte es: ach ja, sie war wieder jung geworden in ihrem Kinde, ganz jung. Ihre fünfunddreißig Jahre hätte ihr niemand geglaubt, und sie selber am wenigsten. Wie konnte sie laufen, wie die Treppe hinaufhuschen, wenn es hieß: „Das Kind ist aufgewacht! Es schreit nach der Flasche!“

Sie, die früher so viele Stunden auf der Chaiselongue zugebracht hatte, kam jetzt keine Minute im Tag zum Hinlegen; dafür schlief sie des Nachts um so fester. Es war doch so, wie sie andere Frauen hatte sagen hören: ein Kleines nimmt die Mutter ganz und gar in Anbruch. O, was waren es für inhaltsleere, farblose Tage gewesen, die sie früher so hingelebt hatte! Jetzt erst hatte ihr Leben Inhalt, Wärme, Glanz.

Jeden Tag ging sie neben dem Kinderwagen her, den die Wärterin schob, spazieren, und es machte ihr ein besonderes Vergnügen, selber einmal den leichten kleinen Wagen mit seinem weißen Lack, den vergoldeten Knöpfen und den blauen Seidengardinen zu fahren. Wie die Leute nach dem eleganten Wagen sahen — nein, nach dem schönen Kinde drehten sie sich um! Ihr Herz klopfte vor Freude, ihr geschmeicheltes Ohr fing die Rufe der Bewunderung auf — „Das reizende Kind!“ — „Wie elegant!“ — „Die prachtvollen Augen!“ — und dann schlug ihr Herz noch geschwinder, ein Gefühl seligen Stolzes erfüllte sie, so daß sie einher ging, den Kopf frei gehoben, die Augen voll Glück. Alle hielten sie ja für die Mutter, für des jungen Kindes junge Mutter, für des schönen Kindes schöne Mutter! Wie oft hatten Fremde ihr schon von der Ähnlichkeit gesprochen: „Ihnen wie aus den Augen geschnitten, gnädige Frau, nur das Haar ist dunkler als das Ihre!“ Dann hatte sie jedesmal gelächelt mit einem tiefen Erröten. Sie konnte den Leuten doch nicht sagen, daß er ihr eigentlich gar nicht ähnlich sehen konnte! Wußte sie es jetzt doch selber kaum mehr, daß kein Tropfen ihres Blutes in Wölfschens Adern floss.

Nach ihr schaute er zuerst, wenn er erwachte. Zwar stand sein mullverhangenes Bettchen neben dem Bett der Wärterin, aber der Mutter galt doch sein erster Blick, und auch sein letzter, denn niemand verstand es so gut wie sie, ihn in Schlaf zu singen.

„Schlaf, mein süßes Kind,
Draußen geht der Wind.
Höre, wie der Regen fällt
Und des Nachbars Sündchen bellt!
Sündchen hat den Mann gebissen,
Dat des Bettlers Kleid zerrissen —“

Das tönte Abend für Abend leise und schmeichelnd aus der Kinderstube, und der kleine Wolf schlief sanft dabei ein, beim Lied von Wind und Regen ob schutzlosen Häuptern und von Bettlern, deren Kleider der Hund zerreißt. —

Schlieben hatte jetzt keine Veranlassung mehr, sich über die Stimmungen seiner Frau zu beklagen. Alles war anders geworden — auch ihre Gesundheit — gleichsam neu, als sei noch einmal ein zweites Leben begonnen. Und er selber? Er selber hatte jetzt viel mehr Lust zur Tätigkeit. Nun er wieder ins Geschäft eingetreten war, fühlte er ein sonst nicht gekanntes Behagen, wenn er sah, daß neue Unternehmungen glückten. Unternehmungsgeist hatte er früher nie gehabt — wozu auch? Was er und seine Frau brauchten, hatten sie reichlich. Natürlich war es ihm angenehm gewesen, gut abzuschließen, aber daß es ihm Freude gemacht hätte, Geld zu verdienen, hätte er nicht sagen können. Er hatte immer mehr Vergnügen daran gefunden, es auszugeben.

Der alte Schlieben war darin ganz anders gewesen, von einer viel weniger großen Leichtigkeit, und er hatte sich, so lange er lebte, stets darüber Vorwürfe gemacht, daß er den einzigen Sohn bei einem Kavallerieregiment hatte dienen lassen; da war dem von der kavalleristischen Flottheit etwas Fleben geblieben, was mit den Ansichten des ursoliden, behäbig-bürgerlichen Kaufmanns nicht recht stimmen wollte. Und die Schwiegertochter? Nun, die war auch nicht so ganz nach dem innersten Herzen des alten Herrn gewesen, die hatte zu viel modernes Zeug im Kopf, und der Paul wurde ganz davon angesteckt. Man konnte ja ein gebildeter Mensch sein

leichten Füßen wie deine und eine so lustige Stimme hat wie deine, und so grazios und charmant und übermütig frech ist wie du, Ebe Kavaliere, Götterbubel —
hz.

(Nachdruck verboten.)

Luftschlösser.

Von Camille Mochant.

Paul Vermont, Subalternbeamter im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, und seine Gattin Madeleine haben sich vor kurzem zu einer höchst leichtsinnigen Ausgabe verleiten lassen. Gelegentlich eines Spazierganges haben sie für einen Frank ein Los der Pariser Wohlfahrtslotterie erstanden. Der Hauptgewinn beträgt eine Million, und diese Million beschäftigt Madame unausgesetzt, im Wachen und im Träumen.

Heute ist Ziehungstag. Beim Weggehen hat Madeleine ihrem Gatten auf die Seele gebunden, die Ziehungsliste mitzubringen, und als er um fünf Uhr heimkehrt, ist ihr erstes Wort: „Hast Du sie?“

Paul: „Was?“

Madeleine: „Nun, die Liste.“

Paul: „Die Liste? Nein, die habe ich nicht.“

Madeleine (ärgerlich): „Na natürlich! Man braucht Dir bloß einen Auftrag zu geben!“

Paul: „Ja, was willst Du denn? Du möchtest sie wohl haben, ehe sie erschienen ist?“

Madeleine: „Gott! brauchen die Leute aber viel Zeit, um solch eine lumpige Liste zu drucken! . . . Und was gibts sonst Neues?“

Paul: „Neues? Bei uns im Kasten? Oh! sehr viel! . . . Bei Duval sind Zwillinge angekommen. Loup hat sich einen neuen Hut gekauft. Der Kleine unseres Bureauchefs hat seinen Vater und seine Mutter die ganze Nacht nicht schlafen lassen! Er hat gestern eine Birne gegessen, die er zu heftig verdaut hat. . . . Und ich, ich bin hundemüde!“ (Er setzt sich.)

Madeleine (sich ebenfalls setzend, nach einer Pause): „Sag mal, wenn wir das große Los gewinnen?“

Paul: „Ach, laß mich doch in Ruhe! Wertwürdig! Ihr Frauen seid doch eine wie die andere! Ihr bildet Euch ein, das, was Ihr Euch wünscht, muß nun auch gleich wirklich eintreffen! (Ueberlegen): Ich habe das Los gekauft, lediglich Dir zuliebe, weil Du mir einen ganzen Monat den Kopf deswegen heiß gemacht hast. Das sind zwanzig Sous, die vollständig unnütz ausgegeben sind! Ich mache Dir deshalb keinen Vorwurf, aber ich bitte Dich: baue Deine Luftschlösser allein! Baue Luftschlösser, soviel Du willst, aber mich laß in Ruhe!“

Madeleine: „Wie Du mir so sprechen kannst! Du wirst mir doch nicht einreden wollen, daß Du das Los gekauft hast in der festen Absicht, nichts zu gewinnen, mit der Ueberzeugung, mit der Gewißheit, Dein Geld zum Fenster hinausgeworfen zu haben?“

Paul: „Doch!“

Madeleine (kategorisch): „Also schlimmer für Dich!“

Paul: „Warum?“

Madeleine: „Warum? Weil das verrückt ist! Ganz einfach!“

Paul: „Na, weißt Du, Du könntest Dich wohl etwas höflicher.“

Madeleine (mit Nachdruck): „Ja wohl, verrückt! Hörst Du, verrückt! Weil . . . Du wirst mir zugeben, daß bei solchen Veranstellungen immer einer gewinnt, heute der, morgen jener, nicht wahr? Und den Haupttreffer, die Million, kannst Du auch nicht abstreiten?“

Paul: „Allerdings nicht.“

Madeleine (triumphierend): „Na also! Siehst Du wohl! . . . Warum sollen wir nun nicht ebenso gut gewinnen können, wie dieser oder jener? Kannst Du etwas darauf erwidern? Denn wenn man etwas behauptet, muß man es auch beweisen. Warum soll Herr Soubiso oder Madame Soubiso vom Glücke begünstigt sein und wir nicht? (Sich ereifernd): Haben wir nicht dasselbe Recht? Sind wir nicht ebenso gut da, um . . .?“

Paul (lachend): „Allerdings sind wir da. Aber was sind wir in der großen Masse! Atome! . . . Nein, nein, schlage Dir die Million nur aus dem Sinn! Sei zufrieden, daß Du mich hast, meine Liebe und“ . . . (Er will sie an sich ziehen.)

Madeleine (sich heftig zurückstößend): „Ach, laß mich in Ruhe! Mit Dir kann man ja nicht ernsthaft sprechen!“

Paul (versöhnlich, auf die Luftschlösser seiner Gattin eingehend): „Doch, Liebchen, doch! Ich behaupte ja nicht, daß es unmöglich ist, aber wir haben bisher so wenig Glück gehabt!“

Madeleine (hartnäckig): „Und warum sollen wir nicht dieses Mal Glück haben? Es ist ja hundert, tausend, zehntausend gegen eins zu wetten, daß wir die Million nicht gewinnen werden; aber wenn der Zufall es doch so fügte?“

Paul (jetzt ebenfalls begeistert von dieser Idee): „Wenn der Zufall es fügte? (Er lehnt sich in den Stuhl zurück und erhebt die Arme wie ein Marabout, der zu Mohammed betet): Dam . . . ja, dann würde ich mich nicht lange bestimmen und der Regierung, dem Ministerium und der ganzen Bande Adieu sagen! Ich würde ihnen mit Vergnügen meinen alten Rock, meine Pfeife, ja sogar mein Monatsgehalt schenken!“

Madeleine: „Das Gehalt? Warum? Das ist in meiner Tasche mindestens ebenso gut aufgehoben wie in ihrer!“

Paul: „Du . . . natürlich Du nimmst vom Lebenden wie vom Toten!“

Madeleine: „Durchaus nicht! Keineswegs! Aber ich sehe nicht ein, warum Du ihnen ein Geschenk machen willst?“

Paul: „Das siehst Du nicht ein? Nun, ich sehe ebensowenig ein, warum ich, nachdem mir Fortuna eine Million in den Schoß geschüttet hat, hingehen und um 250 Fr. betteln soll!“

Madeleine (tiefgefränkt): „Betteln! Betteln! Ich denke doch, Du hast das Geld redlich verdient?“

Paul (nach einiger Ueberlegung): „Allerdings! Da hast Du nicht ganz unrecht!“

Madeleine: „Na also! Mit 250 Fr. könnten wir schon die Umzugskosten bestreiten . . . (Seufzer) Du sagst, Du hast genug von Deinem Bureau? Na und ich erst von dieser Wohnung! Ein Schlafzimmer, in dem man nichts sehen kann, ein Salon für Puppen, eine Küche . . . Ja, die Küche ist ein Nonplusultra! Ich muß die Dienstmädchen nach dem Umfang mieten. Du lachst, aber es ist so! Zum Glück ist unsere Françoise mager wie eine Hopfenstange! Julie, die Köchin von Tante Aurelie, könnte sich hier nicht umdrehen! Und dabei liebe ich so sehr große, helle Zimmer, in denen man sich ungeniert bewegen kann, ohne beständig an die Möbel zu stoßen. Mein Ideal ist eine Wohnung mitten im Zentrum, in der Nähe der Boulevards. Das wäre fein, nicht wahr?“

Paul: „Pö! Der Geschmack ist verschieden. Wenn ich über Nacht reich würde, wenn mir jemand eine Million schenkte, ich würde die Geschichte ganz anders anfangen. Zuerst mal die Boulevards. Die ekle mich an! Ich lenne sie nachgerade zur Genüge. Als ich klein war, schleppten mich meine Eltern an jedem Sonntag und Feiertag auf die Boulevards. Man stieß mich, drückte mich, trat mir auf die Füße, und wenn ich keine besondere Freude darüber an den Tag setzte, daß man mir gestattete, die Louvrière etlicher bieder Damen und die Bäuche diverser bieder Herren zu bewundern, dann drohte man mir, man würde mich an der nächsten Ecke allein lassen. Später, als Gymnasiast, habe ich auf den Boulevards die erste Zigarette geraucht, das erste Glas Bier getrunken. Meine Dummhühnerstreiche, meine verlebten Jünglingsereien, meine erste Enttäuschung, meinen ersten Kummer — das hat Dein Boulevard alles gesehen! Gott! wieviel Schuhsohlen habe ich auf seinem Pflaster abgelaufen! Und jetzt, seitdem ich verheiratet bin, wohin schleppt mich meine geliebte Frau, wenn wir mal den Fuß vor die Tür setzen? . . . Nein, nein, ich habe genug von Deinen Boulevards! Ich sehne mich nach frischer Luft, nach Land, Sonnenchein, Bäumen, Blumen. Mein Ideal ist ein Häuschen mit einem Garten am Ufer eines Flusses, in dem man angeln kann, nicht weit vom Walde, in dem es von jagdbarem Getier wimmelt. Mein Ideal sind ein Rudel Hunde, eine Kuh . . .“

Madeleine (schändernd): „Eine Kuh! Entsetzlich! . . . Und was willst Du mit der Kuh?“

Paul: „Na, Cabotte tanzen wahrscheinlich nicht!“

Madeleine: „Gott! wie geistreich! . . . Und dabei weißt Du ganz genau, daß ich eine schredliche Angst vor allem habe . . . Hunde, Pferde, Kühe! . . . Ich liebe nur Katzen!“

Paul (sich schüttelnd): „Oh! die garstigen Tiere! Sprich mir nicht von diesen Bestien!“

Madeleine (ironisch): „Natürlich! Ich brauche bloß eine Vorliebe für irgend etwas zu äußern! . . . Ich schwärme für Paris — Du preistest die Freuden des Landlebens. Ich mag Katzen gern — Du laust sie nicht riechen! (traurig): Das nennt man eine harmonische Ehe!“

Paul (prompt): „Ich könnte Dir auch genug Fälle anführen, in denen . . .“

Madeleine (unterbrechend): „Uebrigens sag mal: Landhaus, Wald und Fluß — das ist alles schön und gut im Sommer. Aber im Winter?“

Paul (mit naivem Egoismus): „Im Winter gehe ich auf die Jagd.“

Madeleine: „Und ich?“

Paul: „Du laust das erlegte Wild essen.“

Madeleine (böse): „Ich verabscheue Wild!“

Paul: „Das stimmt nicht. Du schwärms ja immer für Fasanenbraten!“

Madeleine (gereizt): „Ganz egal! Aber glaubst Du denn, ich werde die kleinliche Existenz wieder beginnen, die ich hier führe? Glaubst Du, ich werde mich sechs Monate im Jahr einfach einsperren lassen?“

Paul: „Fängst Du schon wieder mit Deinen Uebertreibungen an? Sechs Monate im Jahr! Davon ist gar nicht die Rede. Wir werden reisen. Wir gehen nach Algier. Schon als Kind wollte ich immer gern Algier kennen lernen.“

Madeleine: „Nach Algier? Eine Seefahrt? Niemals!“

Paul: „Eine Seefahrt ist mitunter weniger gefährlich, als ein Spaziergang auf Deinen Boulevards.“

Madeleine: „Ich will mich lieber erdrücken lassen als ertrinken! . . . (Heftig): Paris widert Dich an, und mir stößt das Landleben einen unüberwindlichen Ekel ein! Ich bin eben nicht so wie Du! Ich bin nicht bläsel! Ich brauche Leben. Geräusch, Bewegung! . . . Jemandwo auf dem Lande verbauern, ach nein, das fällt mir nicht im Traum ein!“

Paul (ebenfalls in Hitze geratend): „Natürlich! Auf dem Lande kann man nicht seine Toiletten zur Schau stellen, die große Dame spielen, die lieben Freundinnen ärgern! Deshalb möchte man Geld, viel Geld haben! Nicht für sich, nein, für die anderen, für die Welt! Soireen veranstalten, empfangen, seine nackten Schultern zeigen und in langen Schleppländern durch alle Zimmer rauschen — das ist Dein Ideal! Das Landleben — pfui Teufel! Das ist gut für kleine Leute! (Achselzuckend) Wahrhaftig, wenn es nicht so traurig wäre, ich möchte lachen!“

Madeleine (scharf): „Du möchtest lachen? Nun, ich... ich schwöre Dir... verstehst Du, ich schwöre Dir... bei allen, was mir heilig ist: wenn Du Deine Pläne zur Ausführung bringst, dann... dann folge ich Dir nicht!“

Paul: „Wie? Du...“

Madeleine: „Ich folge Dir nicht! Ich bleibe in Paris!“

Paul (pfeift ein paar Takte, steht auf und tritt vor seine Frau): „Schön! Dann lassen wir uns scheiden!“

Madeleine (unbeugsam): „Dann lassen wir uns scheiden!“
Langes, bewegtes Schweigen. — Getrennt durch die Breite des Tisches bemühen sich beide, eine Annäherung an den anderen Teil zu finden. — Paul hustet verlegen, Madeleine hustet ebenfalls. — Übermal's Schweigen. — Es klopft!“

Weide: „Herein!“

Francoise (aufgeregt): „Madame!... Madame, ich traf eben den Gemüsehändler... Er kam von der Ziehung... Er erzählte, Nummer 34908 hat den Hauptgewinn gekriegt, und wir haben 34907...“

Paul: „Es ist gut. Sie können gehen.“ (Francoise verschwindet.)

Madeleine: „Pech!“

Paul: „Ausgesuchtes Pech!“

Sie blicken einander mit so unglücklichen Mienen an, daß beide unwillkürlich in Lachen ausbrechen. Ein etwas gezwungenes Lachen.

Madeleine: „Wir brauchen uns also nicht scheiden zu lassen!“

Paul (nimmt das Los aus der Brieftasche, knüllt es zusammen und schleudert es in die Ecke): „Na, einmal und nicht wieder! (Er zieht seine Frau an sich) Gott! sind wir dumm gewesen, nicht wahr?“

Madeleine: „Gewiß, aber gewonnen haben wir trotzdem dabei!“ —

Musik.

Shakespeare hat schon manchmal Material zu Operntexten und selbst auch Gelegenheit zu guten Opern gegeben. Ein Dramatiker, der ihm im Gange näher kommt, als man gewöhnlich beachtet Ferdinand Raimund, scheint es in jenem Opernglück noch nicht weit gebracht zu haben. Eines seiner, trotz aller fast kindlichen Zauberei, großartigsten Dramen ist „Alpenkönig und Menschenfeind“. Wie da Herr Kappelkopf, der seine Familie quält, durch den in Kappelkopfs eigener Gestalt erscheinenden Alpenkönig geheilt wird, das ist eine der ergreifendsten Bühnengeschichten.

Nun hat der Komponist Leo Blech, den wir bereits von einem hübschen Operchen „Das war ich“ her kennen, im Verein mit dem Textdichter Richard Wacka aus jenem Drama ein Musikwerk gemacht, das übrigens der Kategorienbezeichnung wie „Oper“ und dergleichen auszuweichen scheint. Der neue Text zieht den alten begrifflicher Weise in dasjenige Maß von Lyrik hinein, das nun einmal bei dem Gegenfabe zwischen gesungenem und gesprochenem Wort unentbehrlich sein dürfte. Die unvergeßliche Stelle, in welcher Kappelkopf den armen Leuten ihre Hütte abkauft, und diese dann wehmütig von dannen gehen, mit dem bekannten Lied: „So leb denn wohl du stilles Haus“, ist jetzt mehr ins Drollige gezogen, obwohl der Komponist einen Anflug an die bekannte Melodie bringt. Auch sonst ist die Stimmung nicht eben das Hauptverdienst des Komponisten. Seine große Stärke liegt in dem Farbenreichtum des Orchesters, in dem Aufsteigen zu wirkungs-, nicht effektvollen Höhepunkten, und in den, mit seiner modernen Sätze kontrastierenden volkstümlichen Themen. Diese haben ungefähr den Typus der weichen Melodie in der Overtüre von O. Nicolai zu den „Lustigen Weibern“ oder des Terzettino Andante lento im dritten Akt eben dieser Oper. Doch sollte das letzte Duett in Blechs Oper vor einem anderen als einem Operettenpublikum nicht wiederholt werden. — Alles in allem haben wir eine Kunstleistung vor uns, würdig genug, daß wir uns an ihr erholen von dem vielen Drangvollen, das wir in der letzten Zeit haben schlucken müssen.

Mit der Berliner Erstaufführung dieses Werkes wurde am vergangenen Sonnabend die Sommeroper bei Kroll eröffnet. Wir hatten derjenigen Gesellschaft schon im vorigen Sommer manches Wertvolle zu verdanken. Insbesondere war damals der Dirigent Dr. Ernst Kunwald als einer der energischsten Dirigenten, die wir kennen, aufgefallen. Auch sonst macht das Ensemble Freude. Der uns von früher aus dem Theater des Westens bekannte Bariton Gustav Waschow war schon damals durch seine Stimmfülle günstig bekannt. Jetzt hat er sich darin noch weiter entwickelt und ersichtlich auch seinen Bühneninstinkt ausgebildet, der ihm die entsprechende Mimik eingibt. In der weiblichen Hauptrolle zeigte sich ein Gast, Margarete Frankenstein, als eine herborragende Gesangskünstlerin. Die Vermutung ist wohl nicht zu vorzeitig, daß wir seit einigen Jahren auf den Bühnen durchschnittlich eine Steigerung der Gesangkunst erleben. Damit stimmt einigermaßen die gewaltige Konkurrenz, die seit längerem im Gesangsunterricht herrscht. Vielleicht kommt unsere Nation einmal noch so weit, die furchtbaren Schäden einzusehen, die ihr durch so manchen Chor- und Sologebang aufgebürdet worden sind. — sz.

Notizen.

— Die Deutsche Schiller-Stiftung hat im vergangenen Jahre für lebenslängliche Pensionen 15 270 M., für vorübergehende Pensionen 27 500 M. und für einmalige Zuwendungen 17 950 Mark ausgegeben. —

— Zu der vom Deutschen Sprachverein im vorigen Jahre ausgeschriebenen Preisaussage: „Die Anschauungen Goethes von der deutschen Sprache“, hat der Vereinsvorstand beschlossen, die Frist zur Einlieferung der Arbeiten vom Oktober dieses Jahres bis Ende nächsten Jahres zu verlängern. Die Arbeiten sind demnach spätestens zum 31. Dezember 1907 an den Vorsitzenden Dr. D. Sarrazin in Friedenau-Berlin einzufenden. Die ausgegebenen beiden Preise betragen 1000 und 500 M. —

— Eine neue polnische Oper: „Halka“ von Stanislaus Moniuszko ist von der Wiener Hofoper angenommen worden. —

— Bei einer dieser Tage in Leipzig stattgefundenen Versteigerung von Kupferstichen, Radierungen und Holzschnitten alter Meister wurden für Dürers Blatt „Melancholie“ 13 000 M. gezahlt. —

— Bei dem Wettbewerb der Pläne für den Friedenspalast in Haag erhielt den ersten Preis von 12 000 Gulden L. M. Gondonnier-Lille, den zweiten von 9000 Gulden A. Marcel-Paris, den dritten von 7000 Gulden Franz Wendi-Charlottenburg, den vierten von 5000 Gulden Otto Wagner-Wien, einen Preis von 3000 Gulden Sabard Greenich und H. S. Din-Newyork und einen Preis von 3000 Gulden Franz Schwerten-Berlin. —

— Frau Curie ist vom Professorenkollegium der Pariser Universität der Lehrstuhl ihres verstorbenen Gatten zugesprochen worden. —

— 39 neue Planetoiden sind im ersten Vierteljahr dieses Jahres auf der haidischen Landessternwarte auf dem Königstuhl bei Heidelberg entdeckt worden. —

Kleines feuilleton.

— Das kleinste Literaturgebiet. Wohl der kleinste Volksstamm Europas, der seine eigene Sprache und seine eigene Literatur besitzt, sind die Rhätoromanen, über deren modernes Schrifttum ein Bericht im neuesten „Literarischen Echo“ (Berlin, Egon Fleißel u. Co.) das Wissenswerte aus den letzten Jahren mittelt. Das rhätoromanische Volk zählt nur zirka 55 000 Seelen, ist also noch kleiner als die Bevölkerung in dem literarisch ebenfalls sehr tätigen Island mit seinen zirka 80 000 Einwohnern. Und obgleich das Sprachgebiet dieses Bergvolkes räumlich verhältnismäßig klein ist, besitzt das Rhätoromanische eine solche Uneinheitlichkeit in seinen Ausdrucksformen, daß schon hierdurch jede fruchtbare Entwicklung verhindert werden mußte. Hochragende Felswände scheiden die einzelnen Wohnsige des Stammes und haben bewirkt, daß die in ihren Tälern eingeschlossenen romanisierten Rhäter im Laufe der Jahrhunderte ihre lokalen Idiome verschiedentlich ausbildeten. Fast jedes Tal weist eine besondere Mundart auf. Doch lassen sich, von Einzelheiten abgesehen, drei größere Dialekte unterscheiden: das Ladinische als die Sprache des Engadins, des Albula- und Müntertals, das Churwelsche oder Rumontsch im Bündner Oberland, den Gebieten von Oberhalbstein und Schams, während das tiroler Romanisch eigentlich nur noch in zwei Tälern, dem Enneberger und Grödener, gesprochen wird. Daß diese Zersplitterung der Entfaltung einer Literatur wenig förderlich war, liegt auf der Hand. So kam es, daß all das, was ursprünglich an geistigen Schöpfungen überhaupt hervorgebracht wurde, lange Zeit hindurch nur Oral-Literatur blieb. Die Ausbreitung der Lese- und Schreibkunst unter den Rhätoren führte schließlich zur Abfassung von Handschriften. In dieser Form fanden die rhätoromanischen Dichterverke Jahrhunderte hindurch fast ausschließlich Verbreitung, da eine Drucklegung bei der geringen Zahl der Interessenten von vornherein ausgeschlossen war. Heute verfügen die Rhätoromanen bereits über etliche hundert Druckwerke jeglichen Inhalts, unter denen Belletristik und Wissenschaft in würdiger Weise vertreten sind. Jedes neue Jahr fördert frische Arbeiten zutage, vor allem lyrische, novellistische und dramatische Dichtungen, dann aber auch folkloristische und philologische Schriften, Zeitschriften-sammlungen und eine ansehnliche Kalenderliteratur. Allerdings erscheinen die meisten Werke nicht für sich allein in Buchform, sondern in den Spalten großer Sammelwerke oder Periodika, wie den seit 1857 bestehenden „Fögl d'Engiadina“ oder den im 19. Jahrgang stehenden „Annalas della Societa Reto-romantsch“ usw. Doch fehlte es in den letzten Jahren auch nicht an allerhand einzeln erschienenen Monographien, Volkserzählungen, Novellen, Gedicht-sammlungen usw. —